



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Kaiser Karl V.

Werden und Schicksal einer Persönlichkeit und eines Weltreiches

Brandi, Karl

München, 1942

Prinz Philipp und die spanische Sukzession 1550

[urn:nbn:de:hbz:466:1-71753](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-71753)

zurück. Als derartig für alles gesorgt war, nahm er die Richtung über Ulm, wo er ebenfalls die Garnison aufhob, um einen Teil mit sich zu nehmen, wandte sich nach Speyer und dann Rhein abwärts nach Köln. Das war das neunte Mal, daß er diesen Weg zurücklegte, und das achte Mal, daß er in die Niederlande heimkehrte. Er traf seine Schwester zu Löwen, begab sich von dort nach Brüssel, um sich den Geschäften insbesondere der Niederlande hinzugeben."

In der Tat verweilte der Kaiser nun von Ende September 1548 bis zum Mai 1550, mit Ausnahme einer längeren Rundreise während des Herbstes 1549, in Brüssel. Im Juni 1550 begab er sich zurück ins Reich. Inzwischen hatten sich seine Ansichten über das zukünftige Verhältnis der beiden Linien seines Hauses zueinander, wenn auch nicht grundstürzend geändert, so doch einseitig geklärt.

Prinz Philipp und die spanische Sukzession 1550

In den Testamenten von 1543 und 1544 schwankte der Kaiser noch in bezug auf eine dauernde Vereinigung der Niederlande mit Spanien. Inzwischen hatte er ihr Verhältnis zum Reich neu geregelt, eine Statthaltertschaft Maximilians erwogen, aber zu Gunsten einer Einführung Philipps in diese Länder wieder verworfen. Dafür waren unter dem 29. September 1548 durch die hergebrachten Urkunden und Instruktionen Maximilian und Maria zu Regenten in Spanien bestellt. Hier hatte Maximilian die Kaisertochter heimgeführt, mit der er bis zu seinem Tode in einer trotz allen Störungen glücklichen Ehe lebte, aus der nicht weniger als 15 Kinder hervorgingen. Doch behielt er an seinen spanischen Aufenthalt keine freundlichen Erinnerungen. Die Jahre wurden ihm später erst recht vergällt durch die Dinge, die sich während seiner unfreiwilligen Abwesenheit im kaiserlichen Hause zutragen.

Von Philipp hatte ihm die spanischen Reiche noch übergeben, sich dann auf Anordnung des Kaisers einen burgundischen Hofstaat angelegt, was alle Chronisten als ein besonders bemerkenswertes Ereignis buchten. Die Titel und das Zeremoniell wurden unter Preisgabe der altcastilischen Traditionen in allen Einzelheiten geändert. Die berühmte spanische Etikette der Folgezeit ist also guten Teils burgundisches Erbe.

Philipps Reise über Italien, Trient, München und Augsburg an den Rhein und in die Niederlande glich einem Triumphzug. Herausgeputzte Ehrenpforten, wie man sie einst dem Sieger von Tunis auf seinen Wegen errichtet hatte,

galten nun dem unbekanntem Erben der Kronen seines Vaters. Der zarte unfriede-
rische und gewissenhafte, aber etwas leblose Jüngling nahm die Huldigungen
verlegen, steif und unfreundlich entgegen; man dachte allgemein, es sei Hochmut.

Die Niederlande fand er in einem Zustande des Aufschwungs nach den fürch-
terlichen Erlebnissen der ersten vierziger Jahre. Zwar hatte die Freundschaft
mit England ungünstig auf das Verhältnis zu Schottland gewirkt, doch stärkten
und entwickelten die Niederlande in der Abwehr der Seeräuberei ihre eigene
Flotte. Noch stand man im Frieden mit Frankreich und zugleich im Genuß des
burgundischen Vertrages mit Deutschland. Die Generalstaaten schickten sich
an, dem Kaiser sehr bedeutende Beden zu bewilligen. Er vollendete die pragma-
tische Sanktion über die Vereinigung aller Teile dieser Erblande und empfing
in Ehren seine verwitwete Schwester Eleonore, die einen überaus unfreund-
lichen Abschied aus Frankreich hinter sich hatte. Seine Gefangenen hatte der Kai-
ser in Verwahrung gegeben, Philipp von Hessen in Mecheln, wo ein Fluchtver-
such bald das allergrößte Aufsehen erregte und an allen Beteiligten auf das
schwerste geahndet wurde. Zwischendurch war es eine Sensation, aber politisch
bedeutungslos, daß der vertriebene Muley Hassan aus Tunis beim Kaiser erschien.

Der Herzog von Urschot holte mit großem Gefolge den Prinzen von Spa-
nien aus Bruchsal am Oberrhein zum Einzug in die Niederlande ab. In Na-
mur begrüßte ihn Philibert Emanuel von Savoyen, der des Kaisers besonderes
Vertrauen genoß. Die Königin Marie und die Herzogin Christine empfingen
den Prinzen im Schloß Terwueren, woran sich eine Truppenparade, richtiger nach
dem Stil der Zeit ein Scheingefecht mit Kanonaden, Aufmärschen und Trium-
phen angeschlossen. Beim Einzug in Brüssel ritt der Prinz zwischen Savoyen und dem
Kardinal von Trient, gefolgt von Alba, Arras, Egmont und Horn, ahnungs-
los alle noch in ungestörtem Einvernehmen. Der Erbe Draniens, Wilhelm von
Nassau, freite im nächsten Jahre die einzige Tochter von Karls Feldherrn
Maximilian Graf von Büren, dessen von ihm selbst fast zeremoniell begangenes
Lebensende am 23. Dezember 1548 mit seinen Abschieden, Dankfagungen und
Ehrentranken von der Literatur des nächsten Menschenalters rührend oder
heroisch ausgeschmückt werden sollte.

Zu diesem prachtvoll derben Niederländer bildete der spanische Prinz einen
sonderbaren Kontrast. Er hatte nichts Überströmendes, nichts jugendlich
Frisches. Das Trinken bekam ihm schlecht; aus einem Turnier wurde er be-
wußtlos nach Hause getragen, während er sich in kirchlichen Aufzügen anschei-
nend nicht genug tun konnte. Und doch sah der Kaiser mit Stolz auf seinen
Sohn. Wie er ihn in Spanien schon als Thronfolger hatte annehmen lassen,

so ließ er am 2. April 1550 auch die Niederlande ihm als Erben huldigen — eine joyeuse entrée, der einst nur zu viele Tränen folgen sollten. Was dem Kaiser vorschwebte, daß sein Sohn mit Land und Leuten verwachsen möchte, trat nicht ein. Aber der Kaiser fuhr fort, sein eigenes Leben, die eigene Zukunft mit solcher Liebe in diesen Sohn hineinzudenken, daß er in den nächsten Jahren die weitestgehenden Pläne auch für ein Kaisertum Philipps erwog.

Das Neue daran war nicht, wie schon einige Zeitgenossen munkelten und sogar Ferdinand in die Ohren bliesen, daß Karl seinem Bruder die Aussicht auf das Kaisertum oder gar sein römisches Königtum hätte nehmen wollen, sondern daß auf Ferdinand als König und Kaiser in diesen Würden zunächst Philipp und dann erst der gleichaltrige Maximilian folgen sollte. Das Berechtigte in Karls Sinne war die Sorge um die Einheit des Hauses zur Erhaltung dieses Weltreiches, die nach seiner Meinung durch irgendeine rechtliche Form gewährleistet werden mußte, wie es das Alternieren des Kaisertums mit wechselseitiger Vertretung im Königtum gewesen wäre. Man darf nicht vergessen, daß Karl aus ähnlichen Erwägungen und um die hausrechtliche Erbteilung nicht zu tief in den Gesamtbesitz einreißen zu lassen, gegen alle Tradition und aus freien Stücken die Wahl Ferdinands zum römischen Könige durchgesetzt hatte, unter Umgehung seines eigenen damals schon lebenden Sohnes. Aber das war nun einmal geschehen, und das Haus Österreich konnte sich begreiflicherweise gar nicht an den Gedanken gewöhnen, daß nun die Sukzession wieder auf die ältere Linie zurückspringen sollte.

In Karls Plan lag die Vollendung seines Lebenswerkes. Erst wenn der dynastische Grundgedanke einer Erb Herrschaft in allen Ländern auch auf das Kaisertum übertragen und damit zugleich alle diese Länder in der providentiellen Idee des Kaisertums vereinigt und geheiligt wurden, war die Welt Herrschaft seines Hauses fest begründet; um so fester, je mehr seine Glieder als Könige oder Königinnen, Statthalter oder Regentinnen die einzelnen Länder regierten.

Die Erblichkeit der Krone ist in der deutschen Geschichte bei einer einigermaßen befestigten Dynastie noch immer ganz von selbst eingetreten. Wenn sie aber im Übermaß der Fürsorge für Reich und Haus, dazu noch in Verbindung mit fremden Ländern, rechtlich festgelegt werden sollte, wie einst unter Heinrich VI in Verbindung mit Neapel und jetzt sogar auch noch mit Spanien, dann regte sich der Widerstand der Fürsten auf das äußerste. Indessen, bevor der Plan des Kaisers noch an die entscheidende Stelle, die Kurfürsten, herangebracht wurde, scheiterte er im Grunde schon an dem zähen Widerstand der österreichischen Linie Ferdinands, seiner Söhne und natürlich aller ihrer Räte und

Diener, in denen die uralte Hagenstimmung des Gefolges erwachte. Welche Demütigung, von der höchsten Stelle verdrängt werden zu sollen! Der aufgeräumte Maximilian, auf den sein königlicher Vater zeitweise mit Kummer blickte, wurde durch diesen Grundsatz bei den Seinen und im Reiche zu unerwartetem Ansehen gebracht. Die Erbllichkeit der Krone im Hause Österreich hat der Kaiser damit, anders als er es sich dachte, in der Tat gesichert.

In ernsthaften Besprechungen traten die habsburgischen Geschwister — denn Marie erwies sich dabei als ganz unentbehrlich — erst seit dem Frühjahr 1550. Die Königin, ganz erfüllt von dem Hausgedanken und dem Kaiser völlig ergeben, redete ihrem Bruder Ferdinand am 1. Mai in Güte zu, sich den Vorteilen einer durch das römische Königtum Philipps gewährleisteten Verbundenheit des Gesamthauses nicht zu verschließen; der Kaiser erwäge seinerseits noch das Für und Wider.

Auf dieser Stufe einer fast akademischen Erörterung des Erbproblems bewegt sich eine undatierte, meist etwas später angelegte Denkschrift über den Schuß des Reichs und des Hauses gegen die ihnen drohenden Gefahren. Die Schrift wirft fünf Fragen auf, beantwortet sie dialektisch und zieht am Schluß ihre noch sehr zurückhaltenden Folgerungen. „Ist es nötig“, beginnt sie, „schon zu Lebzeiten von Kaiser und König die Nachfolge zu regeln?“ Unzweifelhaft, damit man den Gefahren einer zwiespältigen Wahl oder der Wahl eines Machtlosen oder eines Keßlers begegne. „Was ist von einem Nachfolger zu fordern?“ Außer den Tugenden eines Königs vor allem eine große Hausmacht, da das Reich keine Mittel besitzt, wohl aber habgierige Nachbarn, wie Frankreich und die Türken. „Wo findet man eine solche Persönlichkeit?“ Nur im Hause Habsburg, wie eine Übersicht über die deutschen Fürstenhäuser ergibt. „Ist es nötig, die Kaisermwürde in diesem Hause dauernd zu erhalten?“ Ganz sicher, trotz unvermeidlicher Belastung der Erblande und der Ströme von Gold, die Spanien für das Reich opfert. Denn die durchlauchtigsten Fürsten dieses Hauses haben stets ihr Eigenes für das Wohl gemeiner Christenheit hingegen. Auch die Dekretale gegen die Erbllichkeit wird nicht verlegt, da ja die Wahl des wirklich Besten bleiben soll, wofür freilich nur dieses Haus die innere Berufung mitbringt. „Wer endlich ist der Geeigneter, der demnächstige König von Böhmen und Ungarn oder derjenige von Spanien mit seinen Nebenländern?“

Damit war die entscheidende Frage gestellt, die zunächst — gemäß dem kaiserlichen Für und Wider — mit erstaunlicher Unbefangtheit beantwortet wurde. Das Wesentliche bleibe ihre Verbundenheit und, „daß eine Hand die andere waschen müsse“, wie man sage. Im übrigen sprächen für Maximilian die Nähe

seiner Erblande, die Vertrautheit mit den deutschen Fürsten und ihrer Sprache, auch seine Erfahrungen in Krieg und Frieden. Philipp dagegen als Herrn entlegener Reiche und fester Plätze in Spanien, Indien, Italien und Afrika, sei Volk und Sprache fremd, er selbst durch die spanischen Soldaten vielleicht sogar verhaft. Dafür sei aber Italien die andere Hand des Reiches, Sitz von Kaisertum und Papsttum, das nur von hier aus geschützt werden könne; wie denn auch Frankreich nur von hier und von den Niederlanden aus im Zaum zu halten sein würde. Im übrigen seien Soldaten nie Engel, und was Philipps spanische Sprache und Erziehung betreffe, so habe das einst auch von Ferdinand gegolten, der doch ein guter Deutscher geworden sei. Von seinem weisen Vater geleitet, würde Philipp seinem Weltreich in allen Teilen die Freiheit lassen.

Über die Schwierigkeiten des Planes, heißt es zum Schluß, dürfe man sich keinen Täuschungen hingeben, aber hätten solche nicht auch der Königswahl Ferdinands entgegengestanden? Das Entscheidende sei und bleibe das vollkommene Einvernehmen ihrer Majestäten selbst und ihrer Kinder.

Daran fehlte es freilich von Anfang an.

Die Majestäten trafen sich in Augsburg schon einige Wochen vor der Eröffnung des Reichstags. Der Kaiser, den Philipp begleitete, suchte Ferdinand die Initiative zuzuschieben. Der König versagte sich dem. Frühere Andeutungen und die Entfernung Maximilians hatten ihn stutzig, mißtrauisch und unfrei gemacht. Ja, gegenüber dem Drängen durch Arras und schriftlich durch die Königin Marie verlangte er die Zuziehung auch Maximilians. Keine Zuredde half. Der Kaiser ließ die Königin kommen; sie traf am 10. September ein, erreichte aber auch nichts anderes. Maximilian wurde beschieden, die Unterredung einstweilen abgebrochen; die Königin reiste wieder ab.

Das war die erste Enttäuschung für den Kaiser, der sich die Dinge leichter gedacht hatte. Die Herbsttage flossen träge dahin. Am 20. August hatten die Stände auf die kaiserliche Proposition vom 26. Juli geantwortet wegen Konzil, Interim, Befriedung des Reiches. Die Opposition war wieder lebhafter als vor zwei Jahren. Am 27. August hatte der Kaiser mit dem Tode des alten Granvelle, wie man sagte, „seine Seele verloren“. Der gewandte Bischof von Arras besaß doch nicht das Ansehen seines Vaters. Außerdem gab es noch die unaufgelösten Reste des Schmalkaldischen Krieges im Bremsischen, in den gräflichen Haufen von Oldenburg und Mansfeld, vor allem in der Haltung Magdeburgs, viel bewundert, viel gescholten, ganz gewiß ein Herd allgemeiner Unruhe, da die mutige Stadt sich zugleich des Interims und des benachbarten Fürstentums erwehrte. Man wußte am Reichstage keinen anderen

Rat, als den Kurfürsten Moritz mit der Exekution der Acht zu beauftragen, Geld aus dem „Vorrat“ zu bewilligen und diesen durch die Stände wieder aufzufüllen zu lassen. Das alles vollzog sich unter viel Ärger und Widerreden. Dazu litt der Kaiser im Oktober erneut schwer an der Gicht.

Im November ließ er den Ständen durch den Reichsvizekanzler Geld scharf ins Gewissen reden. Sie bewilligten nun, aber in wachsender Abneigung gegen die „Spanier“, mit denen sie bald auch den „schwarzen“ Bischof von Arras auf eine Stufe stellten. Im Dezember erklärten sie sich notgedrungen bereit zur Beschickung des Konzils, das der neue Papst, selbst früher erster Präsident des Konzils, geneigt war, in Orient wieder zusammentreten zu lassen.

Die Wahl des Kardinals Monte zum Papste hatte die Welt überrascht. Die Kaiserlichen waren zunächst für den Kardinal Pole eingetreten, und er war der Wahl schon ganz nahe gewesen, wie wir auch aus den eingehenden Berichten Mendozas an den Kaiser wissen. Dann hatten die Franzosen den Ausschlag für Monte gegeben, der am 7. Februar das Papsttum als Julius III antrat und sich kaiserfreundlicher erwies, als man gedacht. Er sandte alsbald den Pedro de Toledo an den Kaiserhof, später den Erzbischof Pighino von Siponto als Nuntius. Im Spätsommer verhandelte dieser in Augsburg. Man verständigte sich über das Konzil. Aber die Angelegenheit von Parma und Piacenza machte wie immer große Sorgen, zumal sich hier das Haus Farnese auf Frankreich zu stützen schien.

Die Franzosen, deren aufmerksamer Beobachter Marillac seinen König über die wahren Stimmungen im Reich und in Augsburg trotz gelegentlicher Irrtümer doch vortrefflich auf dem laufenden hielt, bezogen langsam wieder ihre alten Stellungen gegen den Kaiser in Deutschland, in Italien, an der Kurie, an der niederländischen Grenze und im Mittelmeer. Einst Freunde des Chaireddin Barbarossa, förderten sie nach seinem Tode ebenso den nicht minder tollen Seeräuber Dragut, der selbst Galeerenflave gewesen war, aber freigekauft nun fast mit eigenen Schiffen die Königreiche Sizilien und Neapel behelligte. Eben in diesem Herbst 1550, am 10. September, hatten der Vizekönig Juan de Vega und Andrea Doria gegen seine Sitze Monastir und Mahedia, südlich Tunis auf der Breite von Malta, jubelnd begrüßte Erfolge, die nur leider im nächsten Jahre schon wieder rückgängig gemacht wurden.

Genug, auf dem Kaiser lasteten wieder alle alten Sorgen seiner weiten Reiche, als er sich anschickte, die Verhandlungen wegen der spanischen Sukzession jetzt im erweiterten Familienrate aufzunehmen. Sie wurden erschwert durch Ferdinands vertraglich berechtigtes Verlangen nach dem Besitz Sieben-

bürgens, was neue Türkendrohungen und entsprechende Forderungen auf Türkenhilfe zur Folge hatte. Der Kaiser sah darin eine Störung der von ihm geforderten Reichshilfe gegen Magdeburg und die letzten Gegner in Niedersachsen.

Am 10. Dezember war Maximilian in Augsburg angekommen, nachdem er auf der Reise aus Spanien mehrfach von den Franzosen mit ausgesuchter Freundlichkeit begrüßt worden war. In Augsburg zeigte er sich gegenüber dem Kaiser zurückhaltend. Den Prinzen Philipp mied er. Die Österreicher fühlten sich in der Verteidigung einer Stellung, die sie seit vielen Jahren in gutem Glauben innehatten. Der Kaiser aber, der gewinnend sein konnte, hatte doch keineswegs die Gabe, persönliche Schwierigkeiten mit leichter Hand zu lösen. Man ging in dem engen Raum dieser Augsburger Häuser umeinander herum, und als nun gar an Stelle der mündlichen Aussprache das Brieffschreiben trat, was meist erst auf dem Höhepunkt einer Spannung erfolgt, da schien mit der zur Schau getragenen Entfremdung und den unabänderlichen geschriebenen Worten das Zerwürfnis unheilbar zu werden. Nochmals war die letzte Hoffnung Marias Vermittlung.

Karl schrieb ihr am 16. Dezember einen langen wirklich verzweifelten Brief mit eigenhändiger Nachschrift voll Kummer und nachzitternder Erregung. Er habe den Brief nicht selber schreiben können, weniger wegen der Anstrengung für seine Hand, als weil ihn die Darstellung aller dieser Dinge viel zu sehr aufgebracht hätte. Der Ärger werde ihn noch töten. Weder der verstorbene König von Frankreich, noch der gegenwärtige, noch der Connétable hätten ihm je so viel Verdruß gemacht, wie jetzt der eigene Bruder, dem das offenbar auch gar nicht zu Herzen gehe. Gott möge ihrem Bruder die bessere Einsicht und ihm Geduld schenken. Von Marie erwarte er, wenn nicht Hilfe, so doch Trost.

Marie kam, und nun begann ein neues Ringen, wohl wie früher, in den Suggerschen Gemächern. Der leidige Streit um die Türkenhilfe war zum Überfluß inzwischen noch durch Spannungen in der württembergischen Frage erschwert. Ferdinand hatte gegen den am 6. November verstorbenen Herzog Ulrich von Württemberg als Lehnsherr einen Felonieprozeß wegen des Schmalkaldischen Krieges angestrengt, dessen Aussichten ohnehin zweifelhaft waren; jetzt trat selbst der Kaiser für den Erben Herzog Christoph ein und sträubte sich wegen der Kosten gegen die weitere Besetzung; Württemberg ging Ferdinand zum zweitenmal und damit endgültig verloren.

Über das, was die Geschwister besprachen, liegt ein Bündel intimer, leider undatierter Aufzeichnungen vor, Billetts, Notizzettel, Artikel, meist von der Hand der Königin oder Ferdinands. Alles vollzog sich im höchsten Geheim,

und tatsächlich hat damals niemand etwas Zutreffendes erfahren, so neugierig auch die Räte und auswärtigen Gesandten aus angeblichen Andeutungen oder Mienen der hohen Herrschaften etwas zu schließen versuchten. Auch wir kennen nicht alle Phasen der Erregung und Vermittlung, sondern in der Hauptsache nur die Ergebnisse in den ebenfalls ganz eigenhändigen Verbriefungen der Geschwister vom 9. März 1551.

Danach verpflichtete sich Ferdinand, als Kaiser von den Kurfürsten die Wahl Philipps zum römischen Könige zu erwirken, womöglich mit der gleichzeitigen Bitte, sie möchten nach Philipps Krönung Maximilian wählen; sollte das Letztere Schwierigkeiten machen, wollte man vorerst davon abstehen. In den Vorverhandlungen hatte Ferdinand umgekehrt die Inaussichtnahme der Wahl Maximilians zur Beruhigung der Kurfürsten vorgeschlagen.

Prinz Philipp übernahm gegenüber Ferdinand die Beistandspflicht gegen alle Feinde und Rebellen auch in den Erblanden, ebenso seine Hilfeleistung zur Beilegung der Religionsache, — gegebenenfalls durch das Konzil, falls dieses dann noch nicht zum Abschluß gekommen sein sollte. Während Ferdinand versprach, als Kaiser seinen Neffen zum Statthalter in Italien zu ernennen, gab hinwiederum dieser die Erklärung ab, als solcher seine Pflichten gewissenhaft zu erfüllen, auch auf die Erstbelehnung aller Reichsstände, sowie auf jede Verleihung der großen Lehen von Mantua und Montferrat, Piemont, Florenz und der Reichslehen von Ferrara zu verzichten. Nach seiner Königswahl sollte Philipp außerdem eine Tochter Ferdinands als Gemahlin heimführen.

Von Maximilian, dessen Zuziehung und Verpflichtung auch Marie für unerläßlich hielt, verlangte man anscheinend nichts Schriftliches: man begnügte sich mit seiner mündlichen Erklärung, und ein Brief der Königin zeigt, daß er ihnen allen Genüge tat.

Am 26. Mai nahm der Infant Abschied von seinem Vater, um nach Spanien zurückzukehren. Der Volkswitz erzählte, der Kaiser habe die Tränen der Bevölkerung über den Abschied des Prinzen mit indischem Gold aufwiegen wollen. In Genua traf sich Philipp mit Maximilian, der nunmehr auch seine Gemahlin in seine deutsche Heimat einholen durfte. Sie hatte ihm inzwischen ihr erstes Kind geboren, Anna, die später als vierte Gemahlin Philipps II die Mutter seines ersten lebensfähigen Erben werden sollte.

Der Kaiser blieb den Sommer über in Augsburg und begab sich erst Ende August nach Innsbruck. Hier besuchten ihn Maria und Maximilian auf der Rückreise, als das Verhängnis schon über ihm heraufzog.

Innsbruck sollte seine erste Schicksalsstadt werden.